

befanden und auf dessen Decke der Name des Kurfürsten und die Jahreszahl 1695 eingegraben war. Der hohe Herr öffnete das Kästchen, legte die silberne Königskrone zu dem Anderen und mauerte dann in höchst eigener Person den Grundstein fest. Dabei flogen fünf Raketen in die Höhe, als Zeichen, es solle wieder von allen Thürmen geläutet werden, und nach Beendigung der Festlichkeit durch ein Danklied begab sich der Zug in derselben erwähnten Ordnung in das Schloß zurück.

Am folgenden Tage erfuhr der Kurfürst, daß der Goldschmidts-Gefelle Beyrich, weil er, ob auch in den Feiertagen, eine Arbeit gefertigt, demnach die Innungs-Meister benachtheiligt habe, von seinem Brodherrn hart angelassen und ihm der Abschied ertheilt worden sei. Die eigene Tochter Donate, die dem Beyrich wohlwolle, habe der Meister mißhandelt, als sie sich des Gefellen angenommen, und er werde nun mit schwerem Herzen Berlin Valet sagen müssen. Der Kurfürst ließ den Betrüben vor sich treten, tröstete ihn: es dürfe so nicht kommen, befahl auch, daß Beyrich an Gelde empfangen, was nöthig, um Meister zu werden und die eigene Werkstätte einzurichten. Hierauf beschickte er den Vater, damit Donate Beyrichs Hausfrau werde, wie es sich binnen kurzer Zeit fügte. Nachdem nun Friedrich III. sechs Jahre später als König Friedrich I. einzog durch die Georgenstraße, befahl er, sie solle künftig Königsstraße heißen; bei dem Bankett aber erinnerte er sich des Meisters Beyrich und sandte ihm ein Gastmahl in sein Häuschen, daß er sich mit Freude an der Königskrone.

Seitdem waren etwa sechszehn Jahre vergangen, da gedachte auch der königliche Nachfolger Friedrich Wilhelm I. jener Tage, und erkundigte sich nach dem Meister Beyrich und dessen Geschäft. Er wohnte in der Heiligen Geiststraße, und da der König oft, unscheinbar verkleidet, zu seiner Belehrung ganz allein die Straßen durchstreich, kam er mehrmals an dem dürftigen Hause Beyrichs vorüber und entdeckte, daß er noch arbeitete, wenn andere längst Schicht gemacht hatten. Eines Abends trat der König in die Werkstätte Beyrichs, bestellte einen Ring, und fragte: wie es mit dem Geschäft gehe? Der Goldschmidt erkannte den König und war schein in seinem Benehmen; Jener aber erkundigte sich so zutraulich nach den häuslichen Verhältnissen Beyrichs, daß dieser bald offenherzig über seine ungünstigen Verhältnisse sprach. Er hatte mit knapper Baarschaft sein Geschäft begonnen, es fruchtete jedoch allmählig durch seinen Fleiß. Das erregte den Neid eines ihm gegenüber wohnenden reichen Goldschmidts, der nun alle Mittel daran setzte, dem Beyrich seine Kunden zu entziehen, was auch mehr und mehr eingriff, da der Neidische in solcher Absicht sogar bereitwillig ohne Gewinn arbeitete. Der König beschloß, dem betriebsamen, fleißigen Bürger zu helfen, er trug ihm mancherlei Arbeit auf und bestellte endlich ein goldenes Service. Beyrich erfreute durch seine unermüdlige Thätigkeit und die künstliche Arbeit den hohen Herrn so sehr, daß derselbe seine Besuche von Zeit zu Zeit wiederholte. Eines Tages, als der König abermals bei dem Goldschmidt verweilte, bemerkte er an den Fenstern des Hauses drüben die Frau und Tochter des reichen Goldschmidts, und so oft er dort hinblickte, immer verzogen sie ihre Gesichter zu höhneuden Fragen. Davon innerlich empört, erklärte der König, diesen hämischen Brodnoid bestrafen zu wollen. Er befahl, das schlechte Häuschen Beyrichs abzutragen und ihm ein besseres zu bauen; inmitten an der Straßenwand ließ er nun einen Weibskopf abbilden, dessen Antlitz vom Neide abscheulich verzerrt ist. Statt der Haare winden sich Schlangen um das Haupt, die Zunge ist nach dem Hause gegenüber ausgestreckt, die Brüste hängen schlortig herab. Dieses durch so eigentümlichen Zweck entstandene Bildwerk wird der Neidkopf genannt und ist noch heutigen Tages zu schauen. So zeigt König Friedrich Wilhelm I. dem Neid sein Spiegelbild, und es könnte an dem Hause des wackeren Goldschmidts die Unterschrift haben:

Wenn Neidesbrand wär Ofenfeuer,  
Wär's Holz gewißlich niemals theuer;  
Doch laßt, ihr Guten, Neider hoffen,  
Was Gott Euch gönnt, muß man Euch lassen!

Hier haben wir nun schon Namen und Datum. Die Sache sieht also von vornherein zuverlässiger aus, als die Cosmar'sche Darstellung. Doch löst sich das novellistische und belletristische Element auch hier nicht verkennen, nur weiß man nicht, ob Hr. Beckmann oder jener Hamburger es zu vertreten hat.

Der später zu erzählende Hergang bei Wiederaufstellung des merkwürdigen alten Gebildes wird es erklärlich machen, daß ich mich etwas sorgfältiger nach dem Ursprung der Sage umfab. Zunächst galt es das Erkunden, wer unter der Regierung König Friedrich Wilhelms I. in dem Hause Nr. 38 der Heiligen Geiststraße gewohnt, und das Hundschuß-Register des Magistrats-Archivs gab darüber Auskunft, denn es heißt da bei den Jahren 1711 bis 1746: Besitzer: Lieberkühn, Goldschmidt, zahlt jährlich 1 Thaler 7 Sgr. 3 Pf. Hundschuß. Damit scheint so ziemlich alles Thatsächliche bestätigt, wenn sich auch in den beiden Darstellungen sonst manches erkennbar Unrichtige findet, denn die belletristische Fäçon macht ja gar keinen Anspruch auf gewissenhafte Treue, langweilige Daten und noch langweiligere Genauigkeit. Eben so interessant war es aber, die beiden Urbilder des Neidkopfes in jenen Damen kennen zu lernen, welche König Friedrich Wilhelm in Sandstein porträtiren ließ. Das von Cosmar bezeichnete Haus Nr. 11 findet sich, als wahrscheinlich damals königliches Eigenthum, in dem Hundschuß-Register gar nicht verzeichnet. In dem zunächst gegenüber liegenden Hause Nr. 12 wohnte des königlichen Hofraths Vergius Wittwe und Erbin. Jener »reiche« Goldschmied ist mit seiner weiblichen Umgebung bis jetzt also nicht zu ermitteln gewesen. In Nr. 13 wohnte der Jude Abraham Moses.

So war denn das Hundschuß-Register auch nur eine ziemlich dürftige Quelle, obgleich es das Faktum wenigstens feststellte, daß überhaupt ein Goldschmied in Nr. 38 gewohnt, und das Haus allerdings ein ziemlich unansehnliches gewesen sein muß, denn es bezahlte im Verhältnis zu den großen Häusern der Straße einen geringen Hundschuß.

Herr Lieberkühn hatte ja aber für den Hof gearbeitet und zwar ein »goldenes Service«! Ein solches goldenes Service hat nun zwar unter Friedrich Wilhelm I. erweislich noch gar nicht existirt, aber dessen ungeachtet konnten sich doch Nachweise in den